

Photo: Hoffmann.

Gleich
 Gans
 dem so
 erschien
 hohen
 folgenden
 Abdruck
 Mein O
 ter der bli
 Herde gedie
 Reinen, die
 weichen Str
 weissen Na
 und Welter
 Früh bedach
 Zuchtwahl,
 die Heidefrü
 vordringend
 sehen, der
 fargliche Er
 Langsam
 geffenheit b
 der stillen
 des worfara
 Der neue
 dem Eifer
 genug war,
 ordnungen u
 sich selbst a
 war in wen
 anwordnen, b
 ergebene Hil
 Als sie sic
 trafen, der
 einem Beunr
 Rede um n
 schmalen Be
 gegen die alt
 umr der Sch
 rend die üb
 fanden.
 Nachsicht
 ins Angefich
 Langamit die
 siehe, nachde
 Zeit bereitet
 diese Rätera
 hause erstorb
 Der Land
 ichluden moch
 hier im Wol
 Ernte und Al
 Schmirrbart
 nach gerechte
 der Beharrlic
 diese Last m
 werden.
 Der Ohm
 Reichlichen i
 zum Beispiel
 Wette, wenn
 ei mit meine
 erbrüten?“
 Der Land
 Rähne des P
 einen erstllas
 „Wohlan, i
 selber zu spen
 tigen Handfich
 Euch auf den
 Drei Boden
 Hirtenbesen h
 er im Stiebe
 Boden trug
 denn er bebr
 Vorlag — an
 schmeigt in die
 der lähmender
 Schaf blieb in
 worfenen Län
 Weife.

Der Rennschäfer

Von Hans Lorenz Penzen

Geistlichen und Wärdern aus der Elbe erzählt Hans Lorenz Penzen in gediegener Sprache in dem fachen im August-Bogen, Düsselort, erschienenen Buch „Der Rennschäfer“ dem am folgenden die Erzählung „Der Rennschäfer“ zum Abdruck.

Mein Onkel war ein Schäfer im Renn, dem unter der blindevenden Schifferhülle eine erlebte Herde gedieh. Die Wälder gingen prall auf den Reinen, die Wälder der Kämmer gedieh zu flammenden Träumen, die Wälder waren paarweise nachwuchs, strotzend in Gesundheit und Weiblichkeit, unter dem rauhen Himmel. Früh bedachte der Onkel das Gesetz der flammenden Natur, und den flammenden Bauern hielt er die Heideflur fassig und kurz vom Anflug der vordringenden Kiefer, ohne den Segen zu übersehen, der als grünlicher Dünkel sich in die fargliche Erdrüste fräugende senkte.

Langsam belebte sich die vom Fluch der Veräclichkeit bemalte Landschaft, und im Umlauf der stillen Jahrzehnte ging der Ruf vom Werke des vorfargen Mannes bis in entfernte Winkel.

Der neuernannte Landrat, der mit erwachendem Eifer das Rennland betrete und erfahren genug war, den Bauern nicht allerlei neue Verordnungen unter den Dörpeln zu schieben, bevor er sich selbst genau in den Höfen umgesehen hatte, war in wenigen Wochen vertraut mit dem Onkel geworden, hörte seinen Rat und plante bei ihm ergebige Hilfe.

Als sie sich eines Tages droben am Stehling trafen, der Landrat zu Pferde, der Schäfer auf einem Rennwäden stehend, ging sachverständig die Rede um magere Scholle, kleinen Ertrag und schmalen Beutel, und der Landrat sprach eifrig gegen die alte und für die neue Zeit, davon bisher nur der Onkel selbst einen Hauch spüren lasse, während die übrigen Bauern des Wartens sein Ende fanden.

Nachfichtig lächelte der Onkel dem flotten Reiter ins Angesicht und meinte, daß unerschöpfliche Langmut hier oben der sorgfamen Saat Pate stehe, nachdem im Troß gegen Kälte und Wind ihr Weite bereit sei und verschwiegen nicht, daß gottlob diese Väterat in seinem einzigen Rennbauernhaus erloschen sich zeige.

Der Landrat hingegen, der den Zweifel nicht schaden mochte, daß mithin tapfer harrender Sinn hier im Wolfenland wichtiger sei als Flug und Ernte und flingende Münze, rupfte unruhig den Schmutz und murmelte: Auch Fähigkeit geht nach verdientem Entgelt, und ungelohnt werde auch der Beherrliche weich in Knie und Seele, und diese Last müsse der ewigen Fron abgewungen werden.

Der Onkel hielt vom Verreden weniger als vom Weichlichen und sagte kurzherab: „Nehmt mich zum Beispiel für unsere Dorfchaft. Was gilt die Wette, wenn ich mich anböthig mache, ein Hühner mit meiner eigenen Leibwärme ordentlich zu erbrüten?“

Der Landrat ließ verdutzt die Hand in die Klamme des Pferdes fallen: „Die Wette gilt — auf einen erfläuglichen Schen!“

„Wohlan, und auf ein Schöppchen Elz, den ich selber zu spenden gedente“, gab der Onkel mit fräugigem Handschlag zurück, „und mein Hof erwartet Euch auf den zwanzigstägigen Tag.“

Drei Wochen ging der Rennschäfer flieg wie ein Virenbelen hinter der Herde. Drei Wochen schloß er im Ziehen wie ein Ardenner Gaul. Drei Wochen trug er den linken Arm in der Wunde, denn er bebrütete in der Tat — getreu seinem Vorfat — an seinem Körper ein Hühner, gezeichnet in die Hölle der hohen Ächel. Während der lähmenden Brut verfiel sich kein Wälder, kein Schaf blieb im Zumpf stecken, und alle frisch geworbenen Kämmer wurden bedient in geivohnter Weise.

Am einundzwanzigsten Tag — listig zwitfend gekand es der Onkel dem veräclichen Nachbar Steffesbäcker — schenkte der hartnäckige Mann einem gefundenen Kücken das Leben.

Eigenhändig brachte zur Kirchweih der Landrat den teuer verpöclichen Onkel, ließ sich den bittenden Elz feierlich einreichen und fragte den Onkel: „Ist Euch die späfige Tracht nicht wenigstens sauer gewesen?“

Der Schäfer lachte den Hut: „Aus jedem der Rennhäuser will ich Euch Nachbarn dinge, die meiner Spur folgen, auch ohne lebendigen Lohn.“

Unwillkürlich machte der hohe Herr eine Verbeugung, schaltete vernehmlich die Jünger gegen den Gaumen und lud das ganze Dorf zu vergnüglichen Umrund.

Türme an der Taubermündung

Ein ritterlich Lied um eine wehrhafte Stadt - Von Hans Mensler

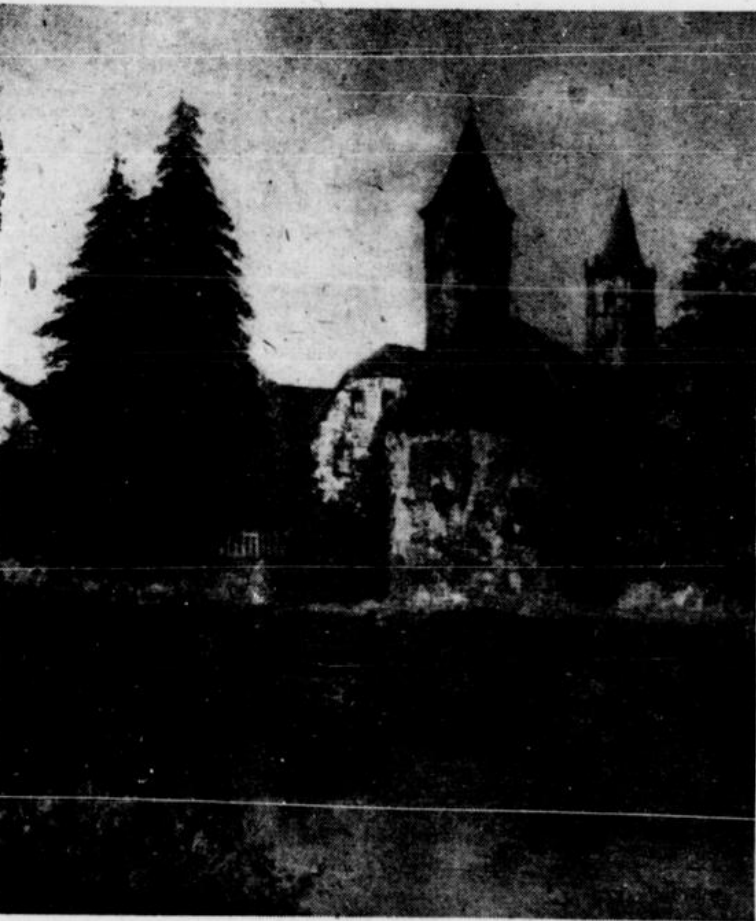
Wir kennen Rothenburg mit seinen wehrhaften Türmen, mit seinen Wällen und Mauern, die einst Reigen und Landsknechten trugiger Feldherrn trogen. Wir kennen auch Wertheim, eine Stadt, eine Stadt am gleichen Fluß, eine Stadt, die es einstmal, als sie noch das „Heim“ auf dem „Wörth“ war, gleichfalls nötig hatte, sich mit Türmen und Mauern, mit Wällen und Zinnen zu umgeben, weil es dazumalen wie heute dem Fränkischen schwer war, in Frieden zu leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefiel.

Und dem „bösen Nachbar“ hat es mitunter nicht gefallen, wenn im Winkel von Tauber und Main der Wohlstand blühte, Handel und Wandel, das Handwerk und die Fischerei einen Aufschwung erlebten, der Wertheim an die Seite der alten Handels- und Krämerstadt Frankfurt brachte.

Aber das ist alles längst vorbei. Und nur noch Türme und Mauern künden von jener Zeit, da eine ehrbare und fleißige Bürgerchaft sich mit Wällen und Wachtürmen umgab, um Feinde abzuwehren, die jeden Tag und jede Stunde aus den Wäldern des Spessarts, des Odenwaldes, aus den Tälern des Mains und der Tauber hervorbrechen konnten, um die Früchte der Arbeit in den Werkstätten der Bürger zu ernten.

Türme an der Taubermündung! Steinerne, unergänzliche Zeugen einer kriegerischen Zeit! Türme, die zu Wahrzeichen der romantischen, altfränkischen Kleinstadt geworden sind. Und wenn wir an der Tauber, am Kisteinstor stehen, uns gefangen nehmen lassen von dem fäuglichen Bild, das hundert- und tausendmal gemalt wurde von Männern, die mit Pinzel und Paletten umzugehen verstanden, dann drehen wir im Geiste die Zeit um etliches zurück und sehen die vor uns, die einst aus Sorge um Familie und Kinder, aus Sorge um das tägliche Brot diese Türme errichteten.

Oder wir schauen hinauf zu dem puzwunderlichen Turm des Kisteinstors mit dem Turm der Stadtkirche in Wertheim.



Heinrich Tervoren-Barmen: Kisteinstor mit Turm der Stadtkirche in Wertheim

Wissenswertes Allerlei

Das bei Mündeburg (Markt Brandenburg) entspringende Fläugchen Stoberow gabelt sich ostwärts und westwärts. Das Wasser fließt einerseits der Ober, andererseits der Elbe zu. Die Quelle liegt gerade auf der Wasserscheide zwischen Ost und West.

Die beiden einzigen deutschen Mammutbäume sind im Tränkegrund im Gläzer Bergland zu finden.

Die Hebensart „Von echtem Schrot und Korn“ rührt daher, daß man mit „Schrot“ das Gewicht einer Münze, mit „Korn“ das Gewicht des darin enthaltenen edlen oder feinen Metalls bezeichnete.

mantische Burgruine emporragt mit einem Bergfried, der wie ein drohend erhobener Zeigefinger einstmalige Feinde und Bösewichte schreckte.

Einsam und verlassen stehen heute die Türme an der Taubermündung im Getriebe des modernen Lebens. Es sind ihrer weniger geworden, da man einer ihrer Brüder dem Verfall fallen mußte. Aber das, was heute noch steht, was heute noch Wache hält im Winkel von Tauber und Main, weiß ein ritterlich Lied zu singen um eine wehrhafte Stadt, die einst Stürmen standzuhalten wußte, von denen manch edler Held und Meistersmann zu berichten wußte, hätte ihm nicht die Zeit auf ewig den Mund verschlossen.

Sprechende Zeugen einer ritterlichen Zeit, reden heute noch Kapellen und Türme sich in den friedlichen Himmel, und wer in den Abendstunden durch die stillen und malerischen Spitzweg-Gassen und Gäßchen schreitet, der kann nicht anders, als das Land, den Winkel an Tauber und Main liebgegewinnen. Es ist uns, als ob wir in den alten Gassen und Straßen leise treten müßten, um die Vergangenheit nicht zu stören.

Gustav Kneip „Schinderhannes“

Opern-Uraufführung im Staatstheater Karlsruhe

Bei dem Textbuch zur Oper „Schinderhannes“ des hochbegabten Komponisten Georg Kneip handelt es sich um den geschichtlichen, 1777 im Weßfelden geborenen und im Jahre 1803 in Mainz mit janzig Genossen hingerichteten Johannes Bähr, der als „echter“ Räuber heute noch legendarisch weiterlebt. Der Dichter Wilhelm Schäfer hat die geschichtlichen Gegebenheiten auf eine höhere geistige Ebene gehoben und dramaturgisch sehr geschickt und feinsinnig wirksam durchgearbeitet. Der Schinderhannes der Oper ist ein aufrechter deutscher Mann mit Herzensgüte, starker Liebe zu Land und Leuten, der als Gegner der französischen Eindringlinge und als Räuber mörderischer Volksherrschaften allerseits Verachtung genießt, jeder Verleumdung, jenseits des Rheins sein Glück zu machen, bedingungslos widersteht, in seinem Gewissen sich reinigt und ein fäuglich geordnetes Leben mit Weib und Kind zu beginnen will. Unmittelbar nach seiner inneren Umkehr fällt er in die Hände der französischen Jäger und wird im Sinne hader Volkspoesie kassisch umgewandelt, zum Lohndiener. In dem beargwünzten Streben nach einer volkstümlichen Oper haben die Autoren das Geschick mit reichlichem Schmuckstreben unterhaltend gehalten. Dementsprechend hat Gustav Kneip in seiner musikalisch gedankenschweren Partitur Volkslieder, Kinderlieder und tänzerische Weisen eingeschmolzen. Am einzelnen ist ein verführerisches Augenmerk zu sehen und Ton besonders gut gelungen. Die Uraufführung des Badischen Staatstheaters wurde zu einem großen Erfolg.

Germann Reutter, der Komponist der Oper „Schinderhannes“, die am 18. Mai am Stadttheater Wuppertal zur Uraufführung kommt, spricht über das Thema: „Weßen und Wandlung der Oper“ am Sonntag, dem 16. Mai 1943, um 11 Uhr im Festsaal des Hotels Wuppertaler Hof. Der Vortrag wird umrahmt von Liedern aus dem Schaffen Hermann Reutters, die unter Leitung des Komponisten gesungen werden von Mitgliedern des Stadttheaters Wuppertal.

Die Duisburger Oper im neuen Heim. Ein bejubeltes Zeugnis für den unerschütterlichen Kulturwillen des deutschen Volkes erbrachte die Leitung der Duisburger Oper, die jetzt im neuen Gebäude für ihre Aufgaben ein neues Heim gefunden hat und damit aus der Reihe der bedrängten Opern mit einem eigenen Theater identisch ist. Der Eröffnungabend zeigte den Erfolg: der große Saal war bis in den letzten Winkel besetzt. Generalintendant Dr. Georg Hartmann hatte für die erste Vorstellung Beethoven's „Fidelio“ gewählt, der grundsätzliche Entscheidungen forderte. Mit seinem Bühnenbildner Hermann Sürgens a. G. gelangte er zu einer überzeugenden Lösung, die, aus der Zeit geboren, zu einer Jugend wurde.

Künstlerische Kunstverein. Am kommenden Sonntag, dem 15. Mai, eröffnet der Präsident der Künstlerischen Kunstverein, Kurt Kreller v. Schröder, im Kunstverein die zusammen mit dem Künstlerischen Kunstverein und der Gauwirtschaftskammer Aden-Aden veranstaltete Ausstellung „Schaffende Heimat — Malerei und Graphik“.

Der Rundfunk am Freitag. Reichsprogramm: 15-15.30 Uhr: Weilen von der Wälder. — 15.30 bis 16.15 Uhr: Bach, Beethoven. — 16-17 Uhr: Aus der Oper und Konzert. — 17.15-18.30 Uhr: Zäuzerliche Charakterstücke. — 20.15-21 Uhr: Unterhaltungsspiel. — 21 bis 22 Uhr: Musik im Mai. — 22-23 Uhr: Schindler. — 23.15-24 Uhr: Karl Böker. — 24-25 Uhr: „Albert Koppas Berliner Jahr“.

Poland Maswits „Man spricht nicht vom Kriege“

aus der Gegenwart in den Tropen

(24. Fortsetzung)

Warum war man nicht bei den Kameraden auf der „Reinisch“ geblieben? Der Gedanke, daß dies Schiff, das er geliebt hatte, das er seit Jahren kannte, wo ihm keine Wälder und kein Tau fremd war, auf dem Grund des Meeres lag, war schrecklich. Nur etwas wäre noch schrecklicher gewesen: Zu denken nämlich, daß es den Briten gelungen wäre, die „Reinisch“ auszubringen, die Fläuge herunterzuholen und den Union Jack zu setzen.

Natürlich waren Kaufmannsplan und die anderen jetzt Gefangene. Vielleicht fuhren sie jetzt durch daselbe Meer wie er. Aber nicht im Kaufmannsplan oder auf Promenaden, sondern in irgend einem Mannschiffsverlies mit schlechter Ventilation und zugekauften Bullaugen.

Gerd hatte die paar Briefe, die ihm Kaufmannsplan gegeben hatte, in die Briefstasche gelegt; jetzt zog er die Tasche hervor, nur um einen Blick auf die Adressen zu werfen. Es gab eine Wälder, die man zu erfüllen hatte. Er schlug die Briefstasche auf und ein schmaler Zettel glitt heraus. Er schaute gar nicht darauf; erst nachdem er die Adressen betrachtet hatte, warf er einen flüchtigen Blick auf das Blatt.

Wahrscheinlich eine alte Rechnung. Hatte man nicht gestern Abend den Champagner ...? Nein, es war keine Rechnung. Es war ein Schek über 5000 Dollar.

„Merkwürdig“, murmelte Gerd, und er war eher belustigt als erstaunt. Der Schek war auf seinen Namen ausgestellt und von Mr. Reginald Parker unterzeichnet.

Was sollte das bedeuten?

Er hob ihn vorsichtig auf und hielt ihn gegen das Licht, so, als wollte er ihn auf seine Echtheit prüfen. Da stand die Summe. In Zahlen und in Buchstaben. Die Anweisung lautete auf eine amerikanische Bank.

Es war nicht mehr belustigend.

Wert kann angefordert nach. Gewiß, er hatte gestern ein wenig mehr als sonst getrunken, aber noch nicht so viel, daß er sich nicht genau an alles hätte erinnern können. Von Geld war weder gesprochen worden, noch hatte ihm Parker einen Schek gegeben. Vielleicht hatte Parker die Absicht gehabt, mit ihm in ein Geschäft zu kommen. Davon hatte er ja auch zu sprechen begonnen, aber als man das abgelehnt, war er höflich und folglich auf ein anderes Thema gekommen.

Er sah sich nach Parker um, aber Peggys Mann war nirgends zu sehen, nur Peggys selbst konnte er schließlich entdecken. Aber sie stand mit Mr. C. G. Wells zusammen, der seine Wälder in der Hand hielt, den silbernen Löffel freifen ließ und über irgendein Scherzwort Peggys lachte.

Sie schaute wohl seinen Blick, sie sah jetzt zu Gerd's Platz hinüber und winkte lachend mit der Hand. Der schöne Anthony drehte sich nicht um, er tat das gleiche, was alle hier taten. Für die Amerikaner, die Engländer, Australier, Holländer war Herr Dr. Gerd Gerd ein durchsichtiger Gegenstand geworden. Sie nahmen ihn überhaupt nicht wahr. Sie sahen nicht einmal an ihm vorbei, sie sahen durch ihn hindurch, wie durch Glas. Kein Woll der Erde hatte die Verachtung zu einer solchen Ränst ausgebildet wie die Engländer, und alle, die ihnen hörig waren, bemühten sich, diese große Ränst zu erlernen.

Peggys allein hatte eine Ausnahme gemacht. Das war sehr nett von ihr. Sie gefährdete sich damit selbst.

„Ich bedaure das gewiß nicht, Pegg, und verzeihst du mir auch nicht, nur etwas gelangweilt. Die Siege durch Rundfunk kenne ich nun zur Genüge. Wichtig ist nur, daß ich sofort Mr. Parker sprechen kann.“

„Sofort? Das wird nicht gehen. Mr. Parker schläft jetzt. Er schläft immer, wenn er auf Reisen ist, nach Tisch. Vielleicht kann ich dir helfen?“

Ihre Frage klang ein wenig unsicher und es war wohl kein Zufall, daß sie jetzt das goldgerandete Englas aus der Zigarettasche zog. Hatte sie nicht einmal gesagt, daß sie mit dem Monotel im Auge sich jedem Überlegen fähle?

Gerd zeigte den Schek, den er in seiner Briefstasche entdeckt hatte, und sagte, daß er sich sein Vorhandensein nicht erklären könne.

„Aber es ist doch die Anzahlung, Gerd. Entfinnst du dich nicht?“

„Was für eine Anzahlung?“

„Ich habe doch gestern einen Vertrag geschlossen. Mr. Parker und du. Mein Gott, soviel hast du doch nicht getrunken, daß du dich dessen nicht mehr entsinnen könntest!“

Gerd schwiege eine ganze Weile. Er blickte nicht auf Pegg. Er sah auf das klatternde Fläugchen und auf die ferne Regenwand, die wie ein altes Bild wirkte. Und als er jetzt antwortete, sprach er ganz langsam.

„Du hast vollkommen recht. Ich war keineswegs betrunken gestern, und ich weiß jedes Wort, das wir sprachen. Nur von einem Vertrag weiß ich nicht das geringste.“

„Aber du hast ihn selbst unterschrieben, Gerd.“

Um ihre Lippen zuckte es. Es konnte Spott sein, vielleicht aber auch etwas wie Furcht, obwohl man von Peggys Parker sagte, daß Furcht ihr ein unbekannter Begriff sei.

„Ich habe an dem ganzen Abend nur ein einzigesmal meinen Namen geschrieben, und zwar auf den Bon für den Steward, mit dem ich den Champagner bezahlte.“

„Du irrst, Gerd. Der Champagner war längst bezahlt. Noch ehe wir ihn tranken. Es ist eine Angewohnheit meines Mannes, ehe er zu trinken beginnt, zu bezahlen.“

ist auf der ganzen Linie zum Stoppen gekommen. Von Elaf aus dringen die Franzosen ins Rheinland ein. Der Westwall ist bereits durchbrochen ... Die stöckte mitten im Saß. „Verzeih, Gerd, wenn ich dich verlege. Ich vergesse immer, daß du Deutscher bist. Du bist so nett, daß man das gar nicht für möglich hält. Schade, daß du nicht Engländer bist.“

„Ich bedaure das gewiß nicht, Pegg, und verzeihst du mir auch nicht, nur etwas gelangweilt. Die Siege durch Rundfunk kenne ich nun zur Genüge. Wichtig ist nur, daß ich sofort Mr. Parker sprechen kann.“

„Sofort? Das wird nicht gehen. Mr. Parker schläft jetzt. Er schläft immer, wenn er auf Reisen ist, nach Tisch. Vielleicht kann ich dir helfen?“

Ihre Frage klang ein wenig unsicher und es war wohl kein Zufall, daß sie jetzt das goldgerandete Englas aus der Zigarettasche zog. Hatte sie nicht einmal gesagt, daß sie mit dem Monotel im Auge sich jedem Überlegen fähle?

Gerd zeigte den Schek, den er in seiner Briefstasche entdeckt hatte, und sagte, daß er sich sein Vorhandensein nicht erklären könne.

„Aber es ist doch die Anzahlung, Gerd. Entfinnst du dich nicht?“

„Was für eine Anzahlung?“

„Ich habe doch gestern einen Vertrag geschlossen. Mr. Parker und du. Mein Gott, soviel hast du doch nicht getrunken, daß du dich dessen nicht mehr entsinnen könntest!“

Gerd schwiege eine ganze Weile. Er blickte nicht auf Pegg. Er sah auf das klatternde Fläugchen und auf die ferne Regenwand, die wie ein altes Bild wirkte. Und als er jetzt antwortete, sprach er ganz langsam.

„Du hast vollkommen recht. Ich war keineswegs betrunken gestern, und ich weiß jedes Wort, das wir sprachen. Nur von einem Vertrag weiß ich nicht das geringste.“

„Aber du hast ihn selbst unterschrieben, Gerd.“

Um ihre Lippen zuckte es. Es konnte Spott sein, vielleicht aber auch etwas wie Furcht, obwohl man von Peggys Parker sagte, daß Furcht ihr ein unbekannter Begriff sei.

„Ich habe an dem ganzen Abend nur ein einzigesmal meinen Namen geschrieben, und zwar auf den Bon für den Steward, mit dem ich den Champagner bezahlte.“

„Du irrst, Gerd. Der Champagner war längst bezahlt. Noch ehe wir ihn tranken. Es ist eine Angewohnheit meines Mannes, ehe er zu trinken beginnt, zu bezahlen.“

„Wie kann man vorher bezahlen, wenn man nicht weiß, was die Sache betragen wird?“ wollte Gerd fragen, aber er tat es nicht. Sicher würde Pegg auch dafür eine Antwort haben. Es war ja ganz gleichgültig. Es ging nur darum, zu erfahren, was das da für ein „Vertrag“ war, den er angeblich geschlossen haben sollte.

„Du hast Mr. Parker die Erbenisse deiner Forschungen über die Gologolofrankheit verkauft, Gerd. Entfinnst du dich nicht?“

Er brauchte gar nicht zu fragen, sie sagte es ihm ohnehin, was er wissen wollte, und eigentlich schon wußte, ehe sie sprach. Er empfand plötzlich das unübersehbare Bedürfnis, diese schöne und elegante Frau zu packen und ins Meer zu werfen. Wie eine tolle Rache müßte man sie erfassen, dachte er, und die selbstsichere Pegg, die nie Angst hatte, trat einen Schritt zurück.

Er lächelte. Sie sah wohl nicht, daß es ein verächtliches Lächeln war. Sie erwiderte es sofort, und fast hätte er ihr jetzt ins Gesicht geipen.

Aber dann schien er doch ganz ruhig zu bleiben. „Wenn ich einen Vertrag unterschrieben habe, so müßte dein fauler Herr Gemahl wohl das gleiche getan haben? Einseitige Verträge gibt es nicht.“

„Natürlich nicht, Gerd. Mr. Parker hat auch unterschrieben und dir den Vertrag ausgedrückt. Du hast ihn in die linke Smokingtasche gesteckt. Ich entsinne mich genau, denn ich fand es leichtsinnig von dir, ein so wichtiges Dokument in die Außentasche des Smoking zu stecken.“

Er lachte.

„Sehr leichtsinnig, in der Tat, aber an meine Innentasche laßt du wohl schlacht heran, wie?“

„Du bist wahnsinnig, Gerd! Für was hältst du mich?“

„Das möchte ich Ihnen lieber nicht sagen, Mrs. Parker. Mäh!“

Er ließ sie stehen und ging auf die Badbordseite den Weg zurück, den er vor einer Viertelstunde auf der Steuerbordseite gekommen war.

Alles war wie sonst. An der Kelling lehnten blauebende Vögelchen, in den Liegeflächen rasteten sich ältliche Wälder, die verdammt an eine besonders bössartige Krolodilart erinnerten, und vor der Tafel, die den Kurs und die zurückgelegte Meilenzahl der letzten zwölf Stunden anzeigte, standen junge Amerikaner und verächtlich gegenständig, daß jedes amerikanische Schiff schneller lief. Es war gar nicht ersichtlich, warum sie sich dann gedrängt hatten, mit der „Pali-Maru“ mitzukommen.

(Fortsetzung folgt)

2
 fu
 and
 2
 n
 f
 f
 er
 8
 al
 en
 o
 fte
 e
 ni
 g
 id
 h
 d
 it
 u
 r
 b
 em
 un
 f
 en
 in
 t
 ste
 w
 de
 nt
 rn
 rf
 I
 e
 vo
 eg
 ea
 f
 e
 oc
 er
 f
 fi
 h
 ef
 ll
 2
 Dr
 u
 ooc
 pr
 e,
 i
 n
 yst
 n
 2
 fic
 t
 au
 e
 ei
 .
 er
 2
 n,
 y
 e
 erl
 i
 pi
 nte
 ff
 fu
 au